

Wohnen neu bedacht.
Eine soziologische Einschätzung
Christine Hannemann

»Außer kulturellen oder politischen Vorurteilsstrukturen scheint nichts so konservativ wie das Wohnen, ungeachtet aller ‚jugendlichen‘ Moden, schrillen Akzessoires [sic] und demonstrativen Gesten zweifelhafter Lifestyle-Modernität.« (Selle 1993: 11) Das Grundbedürfnis des Wohnens und die Wünsche der Menschen sind sich, allen Stilen zum Trotz, selber treu geblieben und artikulieren sich, wie der Kulturhistoriker Gert Selle schreibt, am Konservativen.

Wohnen ist also der beständigste Lebensbereich, so die lange geltende Übereinkunft auch in anderen für das Wohnen relevanten Forschungsdisziplinen. Bei den Anforderungen an die Wohnstätten von Menschen gilt es zunächst – so auch im 21. Jahrhundert – Grundbedürfnisse nach Schutz, Intimität und Privatheit zu befriedigen. Die These des konservativen Grundcharakters des Wohnens galt darüber hinaus auch für die Anforderungen, die wandelnden Bedürfnissen unterliegen: also solchen, die nicht anthropologisch fixiert, sondern von gesellschaftlichen und sozialen Wandlungsprozessen bestimmt sind. Waren Kleinhausbau, sozialer Wohnungsbau, technische Normierung und der Versuch der Vermeidung von sozialräumlichen Ungleichverteilungen, also Segregation, kennzeichnend für die Entwicklung des Wohnens im 20. Jahrhundert, wandelt sich das Wohnen heute durch die postmoderne Transformation aller Lebensverhältnisse. Im Wohnen bündelt sich bekanntlich »alles«: sozialhistorische Entwicklungsstränge (vgl. Hannemann 2014), politische, ökonomische und kulturelle Bedingungen, psychologische Aspekte sowie individuelle wie familiäre Dispositionen und Konstellationen.

Nachfolgend werden einige wenige, aus soziologischer Sicht wichtige Aspekte des Wandels städtischen Wohnens benannt und skizziert. Der aktuelle Wandel der Lebensverhältnisse zeigt, dass dieser nach der Erwerbsarbeit zweitwichtigste Lebensbereich weitgehend nicht mehr als grundsätzlich »konservativ« zu charakterisieren ist.

Ausgangspunkt sind zunächst alle Prozesse, die im Allgemeinen als sozialer oder auch gesellschaftlicher Wandel gefasst werden. Damit sind die prinzipiell unvorhersehbaren Veränderungen gemeint, die eine nationalstaatlich verfasste Gesellschaft in ihrer sozialen und

kulturellen Struktur über einen längeren Zeitraum erfährt. Dieser Begriff umfasst beispielsweise die internationale und nationale Entwicklung der Arbeits- und Handlungssysteme, Veränderungen von Sprache (Dominanz des Englischen) oder von Traditionen, aber im Konkreten auch die Bildung neuer Subkulturen, die Rechtschreibreform oder neue Gesetze und Vorschriften beim Bauen. Dazu kommt das schon seit der Entstehung der Industriegesellschaft diskutierte Dilemma des Auseinanderdriftens von technischem Fortschritt und kultureller Anpassung – der sogenannte *cultural lag* (Ogburn 1922): Es entstehen Ungleichgewichte und Fehlanpassungen innerhalb der Gesellschaft. Aktuell in einer neuen Interpretation durch den Soziologen Hartmut Rosa als »soziale Beschleunigung des Menschen« (2005) charakterisiert.

Individualisierte Gesellschaft. Herausragendes Merkmal des sozialen Wandels, so diagnostiziert es »die« Soziologie, ist der mit der (De-) Industrialisierung und Modernisierung der westlichen Gesellschaften einhergehende Prozess des Übergangs des Individuums von der Fremd- zur Selbstbestimmung. Die Ursachen hierfür sind vielfältig und betreffen vor allem den gesellschaftlichen Wertewandel, der in den späten 1960er Jahren einsetzte. In der gegenwärtigen postmodernen Gesellschaft prägt eine qualitativ neue Radikalisierung diesen Prozess. Gesellschaftliche Basisinstitutionen – wie die klassische Kernfamilie – verlieren ihre Dominanz. Die Rede vom Zerfall der Familie trifft dabei nicht den Punkt. Vielmehr beansprucht die klassische Kernfamilie auf den Lebenslauf gesehen eine prozentual geringe Zeit. Darüberhinaus verringert sich der Anteil von Haushalten mit Kindern an der städtischen Bevölkerung stetig.

Der zunehmende Zwang zur Individualisierung (Beck 1986), charakterisiert als reflexive Lebensführung, bewirkt eine Pluralisierung von Lebensstilen und Haushaltsformen: Identitäts- und Sinnfindung wird zur individuellen Leistung. Für das Wohnen relevant ist dabei vor allem die Singularisierung als freiwillige oder unfreiwillige Form des Alleinwohnens und damit die Schrumpfung der Anzahl der Haushaltsangehörigen. Der Trend zum Ein- und Zweipersonenhaushalt bedingt veränderte haushaltsbezogene Verhaltensweisen und Bedürfnisse, diese verändern wiederum die Infrastruktur in den Innenstädten: Außerhäusliche Einrichtungen

wie Cafés und (Schnell-)Restaurants bestimmen zunehmend die öffentlich sichtbare Infrastruktur innerstädtische Quartiere. Dies gilt gleichermaßen für Angebote von Dienstleistungen und Kommunikation aller Art.

Das »Alleinwohnen« betrifft ferner einen immer größeren Anteil von Menschen im Alter. Hier ist das zunehmende Alleinwohnen von hochbetagten Frauen in Privatwohnungen hervorzuheben. Die nach wie vor längere Lebenserwartung von Frauen und der immer stärker und besser zu realisierende Wunsch nach einem möglichst langen Leben in den eigenen vier Wänden erklären dieses Phänomen. Vor allem aber bleiben »die Alten« insgesamt länger »jung«, aktiv und gesund. Traditionelle Altenheime entsprechen nicht dem vorherrschenden Wunsch nach Erhaltung der gewohnten selbstständigen Lebensführung. Beim Thema Wohnen ist in den Lebensentwürfen 50+ ein Variantenreichtum an die Stelle von Altenheim oder Pflege innerhalb der Familie getreten. Zwei populäre Modelle für das Wohnen im Alter sind die Seniorenwohngemeinschaft und das Mehrgenerationenhaus.

Veränderte Arbeitsstrukturen. Der Trend zu kleineren Haushaltsformen wird nicht zuletzt getrieben vom Wandel der Erwerbsarbeit. Soziologisch wird hier von der Entgrenzung und Subjektivierung der Arbeit gesprochen (vgl. Voß et al. 2016). Die Entgrenzung von Arbeit ist eine Erscheinung des Strukturwandels von Arbeit und Betrieb und umfasst mehrere Dimensionen: Für Stadtentwicklung und Veränderung der Ansprüche an das Wohnen ist die zeitliche Entgrenzung von Arbeit besonders relevant. Arbeitszeiten sind nicht mehr an Tages- und Nachtzeiten gebunden, wie beispielsweise bei der Schichtarbeit. Diese Entgrenzung wird flankiert durch die räumliche: Flexible Arbeitsmodelle wie das Arbeiten am heimischen Schreibtisch oder Arbeiten außerhalb des Büros werden immer mehr zum Normalfall der Erwerbstätigkeit. Für die Lebensverhältnisse dramatisch ist vor allem die rechtliche Entgrenzung von Arbeit. Dieser Prozess wird auch als Deregulierung bezeichnet. Indikatoren für diese Wertung sind das vermehrte Aufkommen von Zeit- und Leiharbeit, von befristeten Verträgen und einem verringerten Kündigungsschutz. Es wird von »Subjektivierung« gesprochen: Die Forschung konstatiert eine Intensivierung von individuellen, das heißt persönlich involvierten Wechselverhältnissen zwischen Mensch und Betrieb beziehungsweise

se betrieblich organisierten Arbeitsprozessen. Gleichzeitig bewirkt die zunehmende Digitalisierung und Robotisierung den Wandel von Erwerbsarbeit und Wirtschaft. Denn während neue Arbeitsplätze entstehen, werden deutlich mehr von ihnen verschwinden – im Unterschied zu historischen Innovationsschüben. In 15 bis 20 Jahren wird es wahrscheinlich möglich sein, mehr als die Hälfte aller beruflichen Aufgaben durch Roboter auszuführen so prognostizieren entsprechende Studien. Für das Wohnen bedeutet dies unter Umständen, dass Arbeitsverhältnisse freiwillig oder unfreiwillig häufiger und schneller gewechselt werden als bisher vorstellbar. Gemeinsam ist diesen Entwicklungen, dass Entgrenzung und Subjektivierung eine systematische Ausdünnung zur Folge haben. So sind beispielsweise Tarifverträge für immer weniger Erwerbstätige relevant. Immer mehr arbeiten in temporären Arbeitsverhältnissen, in Praktika oder Projekten. Weiter bedeutet »Entgrenzung und Subjektivierung«, dass sich die Strukturen von Arbeit dynamisieren: Damit wird räumliche Flexibilität immer notwendiger oder die strikte Trennung von Arbeiten und Wohnen verschwimmt zusehends (Homeoffice) mit den entsprechenden räumlichen Anforderungen oder fordert die Bereitschaft, die Wohnung und den Wohnort zu wechseln oder aber längere Pendlerwege in Kauf zu nehmen. Richard Sennett (1998) hat diesen Prozess schon Ende des vorherigen Jahrtausends in seinem viel beachteten Buch *Der flexible Mensch* beschrieben. In düsteren Farben präsentiert er eine wenig positiv gestimmte Analyse der Veränderungen in der Arbeitswelt. Der »Neue Kapitalismus« überschreitet alle Grenzen, er demontiert institutionelle Strukturen, die für die Beschäftigten Berechenbarkeit, Arbeitsplatzsicherheit und Berufserfahrung bedeuten. An ihre Stelle ist die Erfahrung einer »Drift« getreten: von einer auf Dauer angelegten Ordnung zu einem »neuen Regime kurzfristiger Zeit«. Identifikationen, Loyalitäten und Verpflichtungen auf bestimmte Ziele werden immer fragiler. An die Stelle fester institutioneller und privater Muster treten netzwerkartige Strukturen. Der flexible Kapitalismus baut Strukturen ab, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind. Netzwerkartige Strukturen erscheinen zumindest im privaten Leben weniger schwerfällig. An Bedeutung gewinnt die »Stärke schwacher Bindungen«. Die permanent geforderte Flexibilität erfordert von den Subjekten die Bereitschaft zum »Vermeiden langfristiger Bin-

dungen« und zur »Hinnahme von Fragmentierung«. So entsteht ein Menschentyp, der nicht nur flexibel auf die Erwerbsarbeits- und jegliche Bindungsanforderungen reagiert, sondern auch flexible Wohnsituationen präferiert.

Transmigration. Verstärkt wird das Grundmuster der Flexibilität oder auch der Zunahme von Bastelbiografien durch eine ganz andere Dimension der postmodernen Transformation: die aktuell enorme Zuwanderung nach Deutschland (vgl. destatis 2015) sowie generell die Wanderungen weltweit. Zum einen nimmt aufgrund der gesellschaftlichen Dynamiken der Globalisierung die inter- und transnationale Mobilität zu. Immer mehr Menschen leben als Transmigranten, indem sie von einem Land zum nächsten wechseln oder zwischen ihrem Heimatland und fremden Ländern hin- und herpendeln, ohne sich in einem Land auf unbeschränkte Dauer niederzulassen. Zum anderen wächst die Zahl der Menschen, die sich als Migranten dauerhaft in einem Gastland ansiedeln und gegebenenfalls dessen Staatsangehörigkeit annehmen (vgl. Kreuzer/Roth 2006). Die städtischen und räumlichen Folgen sind vielfältig, vor allem führt der Mangel an bezahlbarem Wohnraum in den Städten, in denen es diverse Erwerbsarbeitsmöglichkeiten und/oder Studienplätze gibt sowie urbane Vielfalt und Toleranz vorhanden ist, zum sozialen Problem.

Digitalisierung. Noch gar nicht abzuschätzen sind die Folgen der Digitalisierung für das Wohnen. *Smart Homes* und das »Internet der Dinge« versprechen hier eine goldene Zukunft mit Überwachungskameras, sprechenden Spiegeln, Kuschelrobotern, High-End-Toilette-technik und Home-Terminal inklusive jeder Menge Apps. Wie sich Raumansprüche, Wohnvorstellungen und Haushaltstätigkeiten durch die Technisierung des Wohnens verändern, lässt sich beispielhaft an zwei historischen Beispielen zeigen. Vormalig gehörte die Lebensmittelkonservierung zu den Haupttätigkeiten im Haushalt. Mit dem Aufkommen der Konservierungsindustrie im späten 19. Jahrhundert wurde der private Haushalt vom mühsamen Pökeln, Dörren, Einkellern und Räuchern entlastet: Speise- wie Räucherherkammer und Vorratskeller verschwanden aus dem Standardgrundriss.

Besonders markant als technische Entwicklung in ihren sozialen und räumlichen Auswirkungen auf das Wohnen war der Einzug

des Fernseherers in die heimischen Wohnzimmer. Durch diese häusliche Abendgestaltung wurde der lange Kampf um die nur zu feierlichen Anlässen zugängliche »Gute Stube« mit ihrer Sesselgarnitur und dem Büffetschrank beendet. Diese wurde durch eine »Couch-ecke« abgelöst, die durch ihre »Elemente« Umgruppierungen erlaubt: »An die Stelle der geschlossenen Sitzgruppe mit ihrem Zwang zur Kreuz- und Quer-Geometrie kommunikativer Haltungen und sozialer Gesten ist die Bewegungslosigkeit im Sinne einer einzigen starren Blickachse getreten, die dem zentralperspektivischen Sog in das Fenster des Bildschirms folgt (...).« (Selle 1993: 12) Das »Internet der Dinge« wird als Entwicklungsperspektive für den privaten Bereich dem Wohnen das »Konservative« endgültig austreiben: Der Begriff »Internet der Dinge« steht für das Zusammenwachsen der physikalischen und virtuellen Welt, in der generell alles mit allem vernetzt sein wird. Der Hauptlobbyist in Deutschland für diese Art der Technisierung, Eberhard Veit – bis Ende 2015 Vorstandsvorsitzender des Esslinger Automatisierungsspezialisten Festo AG und aktuell Betreiber der »Plattform Industrie 4.0« als weltweit größtes Netzwerk im Bereich der Digitalisierung im Auftrag der Bundesregierung –, skizziert das Szenario in einem Interview wie folgt: »Sie schauen morgens schon in das Email-Postfach, künftigt meldet sich dann noch eine Maschine. Der Arbeitstag hat bereits begonnen. Es geht weiter mit der Vernetzung der Autos und dem autonomen Fahren. [Ein südkoreanischer Elektronikkonzern] (...) investiert Milliarden, damit das Fahrzeug ein *Second Home* wird, ein mobiles Büro. Der Stau auf der B 10 zwischen Esslingen und Stuttgart macht dann nichts mehr aus. Am eigentlichen Arbeitsplatz wartet eine neue Kollegin, sie heißt Maschine. Sie lernt, ist selbständig, auf Augenhöhe, und sagt, was falsch gemacht wird. So kann eine Mutter [sic] um 12 Uhr ihr Kind vom Kindergarten abholen. Sie hat ihr *Tablet* dabei, die Maschine arbeitet weiter, ist produktiv und meldet sich, wenn ein Problem auftaucht. Das wird dann durch Vernetzung gelöst. (...) Von morgens bis spät abends sind Sie ins Berufsleben integriert.« (Eßlinger Zeitung 2016)

Von dieser Zukunftsvision abgesehen, wird der Wandel nachvollziehbarer, wenn man bedenkt, dass beispielsweise das private mediale Eigentum immer digitaler wird. Daher erübrigt es sich in Zukunft, die Wohnung als Lagerstätte für alle Arten von Artefakten des

Medienkonsums zu konzipieren. Kleinförmiger digitaler Speicherplatz und entsprechende Endgeräte ermöglichen den individuellen Medienkonsum jederzeit und überall. »Und das ist erst der Anfang: Je mobiler wir werden, je mehr unser Alltag vernetzt sein wird, desto stärker werden wir unseren Medienkonsum in den digitalen Raum verlagern. Was dann noch an physischen Produkten übrigbleibt, ist eine nostalgische Reminiszenz an die Haptik. Und vielleicht der Versuch, doch noch irgendwie die eigene Individualität über analoge Dinge zu präsentieren.« (Streit 2013)

Das bisher klarste Bild der Verknüpfung von Wohnen und Technik bieten Konzepte, Methoden, (elektronische) Systeme, Produkte sowie Dienstleistungen, welche das alltägliche Leben älterer und auch benachteiligter Menschen unterstützen und erleichtern (sollen). Unter dem Oberbegriff *Ambient Assisted Living* (AAL, altersgerechte Assistenzsysteme für ein selbstbestimmtes Leben) werden eine Vielzahl an technischen Hilfsmitteln und Assistenzsystemen entwickelt und sind teilweise schon im Alltag etabliert. Diese Systeme beruhen auf der internen Vernetzung der Wohnung und der Anbindung an externe Dienstleister. Die Forschung zu technischen Assistenzsystemen gerade für ältere und/oder beeinträchtigte Menschen wird von den erhofften Kosteneinsparungen für Pflege und Fürsorge, aber vor allem auch vom Interesse älterer Menschen, im vertrauten Umfeld so lange wie möglich bleiben zu können, motiviert (vgl. Marquardt 2016).

Gemeinschaftsorientierung. Nichtsdestotrotz bewirkt der soziale Wandel auch eine Art neuer Gemeinschaftsorientierung: Baugemeinschaften und Kollektivgärten »wuchern« dort, wo es möglich ist, in bunter Vielfalt als neue Variante lokaler Urbanität ins Land. Das Gemeinschaftswohnen ist in Deutschland eine wichtige Idee, spielt aber in der Realität prozentual gesehen eine geringe Rolle. Es gibt zu wenig Möglichkeiten und viel zu wenig Förderung. Selbst Baugemeinschaften haben Schwierigkeiten, Grundstücke zu bekommen. Da ist die Stadtpolitik stärker gefragt. Die neue Nachfrage nach gemeinschaftlichem Wohnen basiert auf dem wachsenden Bedürfnis, Wohnformen jenseits der Kleinfamilie realisieren zu wollen. Sie entsteht durch Partizipations- und Gestaltungsinteressen und den Wunsch, anders zu leben als in der bürgerlichen Kleinfamilie.

Dabei ist nicht die Großfamilie das einzige Modell. Im Gegenteil – gerade bei ge-

meinschaftlichem Wohnen kann viel eher auf Wahlverwandtschaften ausgewichen werden. Eltern und Geschwister, die ganze Verwandtschaft, ist nicht wählbar, aber die Menschen, mit denen man zusammenleben möchte, kann man wählen.

Reurbanisierung. Die skizzierte postmoderne Transformation der Lebensverhältnisse beeinflusst das Wohnen in den Städten und auf dem Land. Dies sei an zwei wichtigen, aktuell diskutierten Trends für das städtische Wohnen verdeutlicht: Eine der wirkungsmächtigsten Veränderungen beim Wohnen ist die Wiederentdeckung beziehungsweise die Neuinwertsetzung des städtischen Wohnens. Dieser Prozess wird in der Fachwelt unter dem Stichwort der Reurbanisierung diskutiert. Das explizite Wohnen in der Stadt ist heute ein bevorzugtes Ziel verschiedenster und disparater »Nutzergruppen«. Über die tatsächliche Renaissance der Stadt wird in der Fachwelt zwar heftig gestritten, unübersehbar aber sind die Veränderungen in innerstädtischen Wohngebieten: Wohnstandorte, die bis in die 1980er Jahre – pauschal gesprochen – hauptsächlich von sozial Schwachen, Menschen mit verschiedenem Migrationshintergrund eingeschlossen, bewohnt wurden, prägen heute junge Familien, »Edelurbanisten«, Baugemeinschaften, Studierende und Jungakademiker sowie Senioren- und andere Residenzen innerstädtische Wohnmilieus. Diese neue Orientierung hin zur traditionellen Stadt gilt gerade für solche Haushalte, die ihre Wohnbedürfnisse traditionell nach außen gerichtet haben, als neues Lebensmodell. Damals nannte man es Suburbanisierung. Inzwischen tendieren diese Gruppen dazu, wieder in der Stadt wohnen zu wollen. Ob sie es können, ist eine andere Frage. Vor allem Familienhaushalte, die ihre Wohnform nicht mit dem Einfamilienhaus verbinden, und auch ältere Menschen merken, dass sie ihre Interessen und Ansprüche beim Wohnen nicht im Einfamilienhaus befriedigen können. Insgesamt wird die Struktur der Stadtbewohner älter und sichtlich bunter: Veränderte Lebensstile bedingen Wohnformen jenseits der klassischen abgeschlossenen Kleinwohnung mit Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer.

Mit steigender Lebenserwartung suchen ältere Menschen Komfort und (perspektivisch) vielfältige Betreuungsangebote in der Nähe ihrer Wohnung. Eine autounabhängige Lebensweise wird für Hochbetagte lebensweltliche Überzeugung oder pure Notwendigkeit.

Auch Großverdienende, häufig ohne Kinder, realisieren trendabhängige Wohnbedürfnisse in gefragten innerstädtischen Wohngebieten. Zum einen aus Distinktionsgründen und zum anderen häufig aufgrund beruflicher Praktikabilität.

Darüber hinaus wollen insbesondere Studierende und Hochschulabsolventen in großen Städten »urban« wohnen, auch wenn sie nur über begrenzte Budgets verfügen. Sie leben häufig in einer Art Gemeinschaftswohnung, um sich die hohen innerstädtischen Mieten leisten zu können. Überwiegend handelt es sich hier um Zweckwohngemeinschaften, nicht um gemeinschaftsorientierte Wohnkonzepte oder etwa Alternativmodelle zur traditionellen Familie.

Multilokalität. Die Reurbanisierung geht einher mit dem Trend der multilokalen Lebensweise. Individualisierung, Wandel der Arbeitswelt und (Trans-)Migration verschieben die territorialen Koordinaten der Individuen nachhaltig. Multilokalität wird für immer mehr Menschen zur sozialen Praxis. Dies insbesondere für Berufstätige, denn ein Schlüsselerfordernis gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse ist Mobilität. Berufliche Mobilität ist heute zwangsläufig eine Grundbedingung der Erwerbsarbeit. Eine spezifische Form des Mobiltseins, die sich auch als Spannungsfeld zwischen Mobilität und Sesshaftigkeit konstituiert, ist das multilokale Wohnen, also die Organisation des Lebensalltags über zwei oder mehr Wohnstandorte hinweg. Im Bruch zu den bisher überwiegend ortsmonogamen Lebensformen tritt immer häufiger, freiwillig oder erzwungenermaßen, ein »Verheiratetsein mit mehreren Orten« auf (Beck 1997). Wohnen kann sich sogar auf »Übernachten«, auf die reine Behälterfunktion, reduzieren: Soziale Einbindung, gar nachbarschaftliches Engagement oder kulturelle Inwertsetzung, werden nicht am – zeitlich gesehen – »Meistwohrtort« realisiert, sondern am Ort des zeitlich weniger genutzten Hauptwohnsitzes. Zwar bleibt die Angewiesenheit auf die Containerfunktion der Wohnung als grundlegende Existenzform des Menschen konstant, aber ihr jeweiliger lokaler Stellenwert verschiebt sich, wird hybrider: Temporäre Wohnformen jeder Art werden häufiger. Gerade mit den Mitteln moderner Kommunikationstechnologien kann das Heimisch-Sein zu Orten hergestellt und erhalten werden, die nicht auf den aktuellen

Wohnsitz bezogen sind, auch wenn man aus steuerlichen Gründen dort gemeldet ist.

»Wohnen in der Stadt« ist, zusammenfassend, zu einer differenzierten hybriden Angelegenheit geworden: Der Stellenwert des Wohnens als soziale Lebenspraxis hat im städtischen Alltag und für die Ausgestaltung des Stadtgefüges im Vergleich zu den 1990er- und den 2000er Jahren an Gewicht und Heterogenität zugenommen. Je unübersichtlicher das Leben, je ungewisser die Zukunft, um so bewusster wird gewohnt: Wohnen ist zentraler Bestandteil politischer Kontroversen, fachwissenschaftlicher Diskurse und nicht zuletzt individueller Inszenierungsformen. Auch wenn diese Lebenspraxis durch vorübergehende Abwesenheiten wie Reisen, Praktika, Krankheit oder Haft unterbrochen wird, bleiben die eigenen vier Wände als »das Gewohnte« Lebenspraxis, Rückzugsort und territoriale Verortung der noch sogenannten freien Zeit. Dies in einer nie gekannten Vielfalt und Heterogenität – neue »Wohnkulturen« ziehen sich quer durch alle Schichten und Milieus. »Schlicht wohnen«, Luxuswohnen, Alleinwohnen oder Mehrgenerationenwohnen sind nur einige der derzeitigen Varianten und gleichzeitig neue Polaritäten des Wohnens.

Prof. Dr. Christine Hannemann, geboren in Berlin. Als studierte Soziologin hat sie 1994 an der TU Berlin mit einer Arbeit über das industrielle Bauen – »Die Platte« – promoviert. Mit einer Studie zu Perspektiven von deutschen Kleinstädten erfolgte 2003 die Habilitation an der Humboldt Universität zu Berlin. Seit 2011 leitet sie an der Fakultät Architektur und Stadtplanung der Universität Stuttgart das Fachgebiet Architektur- und Wohnsoziologie. Ihre Forschungsschwerpunkte sind der Wandel des Wohnens, Urbanität(en) als Lebensform, Kleinstadtforschung sowie Architektur als Beruf und als Feld empirischer Sozialforschung.

Der Beitrag beruht in Teilen auf dem Artikel »Wohnen«, den die Autorin für das Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung der ARL erarbeitet hat. (Hannemann 2016)

Literatur

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, U. (1997): Ortspolygamie. In: ders. (Hrsg.): Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, 127-135. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

destatis – Statistisches Bundesamt (2015): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2013. Korrigierte Fassung vom 26.02.2015. Fachserie 1 Reihe 2.2. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevolkerung/MigrationIntegration/Migrationshintergrund2010220137004.pdf?_blob=publicationFile, zuletzt geprüft am 21.06.2016.

Eßlinger Zeitung v. 28./29. Mai 2016, S. 21: Interview Eberhard Veit, Experte für Industrie 4.0.

Hannemann, C. (2014): Wohnen. In: Bott, H.; Jessen, J.; Pesch, F. (Hrsg.): Lehrbausteine Städtebau. Basiswissen für Entwurf und Planung, S. 87-96. Städtebau-Institut Universität Stuttgart.

Hannemann, C.: Wohnen. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.): Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung, 5., völlig neu bearbeitete Auflage. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (im Erscheinen).

Kreutzer, F.; Roth, S. (2006): Einleitung. In: dies. (Hrsg.). Transnationale Karrieren: Biografien, Lebensführung und Mobilität, S. 7-31. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. Springer Fachmedien.

Marquardt, G. (Hrsg.), (2016): MATI Mensch – Architektur – Technik – Interaktion für demografische Nachhaltigkeit. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag.

Ogburn, W. F. (1922): Social Change with Respect to Culture and Original Nature. New York: B. W. Huebsch.

Rosa, H. (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Selle, G. (1993): Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens. Frankfurt/New York: Campus-Verlag.

Sennett, R. (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin-Verlag.

Streit, A. von (2013): Debatte zur Digitalisierung – Geteilte Plattenbauten – Süddeutsche Zeitung. In: <http://www.sueddeutsche.de/digital/debatte-zur-digitalisierung-geteilte-plattenbauten-1.1803805>; 18.6.2016.

Voß, G.; Wehrich, M.; ISIFO gemn. e. V. München (2016): Arbeiten und Leben im Umbruch. Subjektorientierte soziologische Forschung zum Wandel von Erwerbsarbeit und Privatsphäre, Arbeitskraft und Subjektivität. In: <http://www.arbeitenundleben.de/>, zuletzt geprüft am 01.06.2016.